



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgeblich und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Kaiser, der kühn in neue Bahnen einzulenken liebt, wie verlautet, in den Immediatberichten unsre neue Orthographie verbeten hat, so sehe ich den Grund nicht darin, daß sie einige Neuerungen bringt, sondern daß sie darin viel zu zahm ist. Er soll ja selbst unsre bisherige Orthographie verspottet haben, die den Müller mit h, den Maler ohne h malen läßt, während sie nichts dagegen hat, wenn einer, vor Gericht geladen, sich schwer geladen einfindet. Bloß der hohe Gerichtshof schreitet hier wegen Ungebühr ein.)

Gern hätte ich die obengenannten Einwände dem Pastor Clearius gemacht, wenn — ja wenn sie mir gerade eingefallen wären. Das ist eben das Ärgerliche, wenn man es mit einem redegewandten Gegner zu tun hat, daß einem die besten Gründe erst in dem Augenblick einfallen, wo man im Bette die vorletzte Viertel-drehung macht, um das Licht auszupusten. Dann hat man noch den zweiten Ärger, daß man im liebevollen Ausmalen der unfehlbaren Niederlage des Gegners natürlich den Anschluß im Einschlafen verpaßt. Kurz, ich war nahe daran, in dem unheimlich glatt dahinfließenden Redestrom des Clearius hilflos unterzugehen, wenn mir nicht der wackre Krischan einen rettenden Strohhalbm zugeworfen hätte.

Sie haben doch Neuter gelesen, Herr Pastor? Da wird Ihnen die niederdeutsche Namensform Krischan für Christian öfters begegnet sein.

Krischan! rief der Assessor, das ist ja der bössige Kutscher von dem bössigen Müßler, der Käär! der den Wagen umschmiß! Na, so einen mögen Sie meinetwegen Krischan nennen. Aber ein anständiger Mensch kann sich nur Christian schreiben. Stellen Sie sich einen hohen Herrn, einen Prinzen mit Namen Krischan vor! Einfach lächerlich! Sehen Sie die Norweger an, ein richtiges Bauernvolk. Sind ja einige tüchtige Leute darunter, zum Beispiel der André.

Erlauben Sie mal, sagte der Kandidat, André war doch ein Schwede.

Ach Gott, ich meinte ja Hansen. Übrigens, Schwede oder Norweger, das ist unter Kameraden ganz egal.

Unter diesen Kameraden nicht so ganz. Wenn Sie einen überzeugten Leser des Bayrischen Vaterlands als Preußen begrüßen wollten, oder einen Vollblutmagyaren als Österreicher, so würden Sie ungefähr dieselbe Gegenliebe ernten, wie mit Ihrer Anschauung bei den Schweden und den Norwegern.

(Schluß folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel

Von auswärtiger Politik ist seit langem nicht mehr so viel die Rede gewesen wie seit dem Bekanntwerden der englisch-französischen Konvention und der Reise des Herrn Loubet nach Rom. Und doch stand diese Reise fest, noch bevor das italienische Königspaar in Paris erschien. Mit diesem Besuch in der französischen Hauptstadt war auch seine Erwiderung außer Zweifel. Als sie schließlich zur Ausführung kam, inmitten einer unstreitig gespannten Weltlage, erhielt dieser Gegenbesuch seine eigentliche Bedeutung durch den Wegfall einer Begrüßung des Papstes und durch die diplomatischen Vorgänge, die sich daran anknüpften. Zumal nach der feierlichen Auffahrt des deutschen Kaisers im Vatikan, ein Jahr vorher, beansprucht dieses Verhalten eines katholischen Oberhauptes eines katholischen Staates, der sich jahrhundertlang des Titels der ältesten Tochter der Kirche gerühmt und bis in die jüngste Zeit hinein den Schutz der Katholiken im nahen und im fernen Orient als sein traditionelles Recht vertreten hat, unverkennbar eine geschichtliche Bedeutung. Die antiklerikale Politik des französischen Kabinetts hatte eine solche Begrüßung unmöglich gemacht. Der Papst hätte Herrn Loubet kaum anders als mit Vor-

würfen empfangen, dieser aber solche nicht entgegennehmen können. Die Spannung, die infolgedessen zwischen dem Vatikan und Paris eingetreten ist, wird selbstverständlich nicht von Dauer sein. Eines Tags wird an ihre Stelle die Erkenntnis treten, daß Frankreich und das Papsttum einander bedürfen. Aber für das Ansehen des Heiligen Stuhls ist es immerhin ein Präzedenzfall von bleibender historischer Tragweite, daß das katholische Oberhaupt eines katholischen Staates, obendrein Frankreichs, zum offiziellen Besuch des Königs von Italien nach Rom kam — und den Papst ignorierte. Frankreich hatte allerdings an Italien viel gut zu machen. Es mußte endgiltig den Eindruck verwischen, daß der Weg nach Rom für das junge Königreich über Sedan gegangen war, und daß nur die Erfolge der deutschen Waffen der italienischen Trikolore die Entfaltung in der ewigen Stadt ermöglicht hatten. Doubets Besuch bedeutete unter den obwaltenden Umständen eine so gründliche und endgiltige Anerkennung der italienischen Einheit, wie sie Italien von Frankreich aus bisher noch nicht zuteil geworden war. Für den Liberalismus und namentlich für den Republikanismus in Italien begründete das zugleich eine innere Annäherung. Nur schade, daß der Besuch des deutschen Kaisers in Neapel, sein Verkehr als Monarch zu Monarch mit dem König Viktor Emanuel und die lebhafteste Betonung des Dreibundes vorangegangen waren.

Ein gutes Verhältnis zu Frankreich ist für Italien gewiß bequem und angenehm, namentlich solange seine wirtschaftliche Lage die möglichen Einschränkungen in der Entfaltung seiner Wehrkraft gebietet. Aber jeder verständige Italiener wird sich sagen, daß das Verhältnis zu Frankreich abhängig bleibt von dessen innerer Politik, daß ein klerikales Regime, eine klerikale Kammermehrheit in Paris die heutige Lage leicht in ihr Gegenteil verkehren können, während Italien von Deutschland niemals eine Gefährdung seiner nationalen Existenz und Integrität zu befürchten haben wird. Irgend ein Gegensatz deutscher und italienischer Interessen ist so gut wie ausgeschlossen, während jede Machterweiterung Frankreichs im Mittelmeer eo ipso eine Bedrohung für Italien in sich schließt. Die franco-italienische Annäherung hat mithin doch nur den Wert einer je nach der Tageszeit wechselnden Beleuchtung. Sogar wenn sich Italien seinen Dreibundspflichten völlig versagen sollte, oder sich der französischen Unterstützung für irgend welche Zukunftssträume versichert haben sollte, kann Deutschland auch einen solchen Wechsel der Situation in ruhiger Gelassenheit mit ansehen. Dasselbe gilt von den unzähligen Kommentaren, mit denen englische und namentlich französische Blätter den Besuch König Edwards in Kiel im voraus überhäufen. Den Franzosen mag die Sache etwas unbequem sein; sie haben offenbar die Sorge, daß der königliche Oheim für seinen kaiserlichen Neffen, dem er schon im Mittelmeer so große Aufmerksamkeiten hat erweisen lassen, die Grundlage einer deutsch-englischen Annäherung in der Tasche mitbringe, und daß die englisch-französische Annäherung dadurch aufgewogen werden könnte. Diese nervöse Unruhe in der französischen oder von Paris aus inspirierten englischen Presse mag dem deutschen Leser solcher Blätter immerhin einiges Amusement gewähren. Irgend welche Bedeutung für unsern Frieden haben die Pariser Sorgen nicht; sie beweisen für Deutsche höchstens, daß wir selbst in unsrer angeblichen „Isolierung“ fortgesetzt der Gegenstand der Besorgnis unsrer Nachbarn sind.

Die Sozialdemokraten haben die Zahl ihrer Anträge und Interpellationen zuguterletzt noch um zwei köstliche Nummern bereichert: die erste ist ein Niederschlag aus der Kommissionsberatung über die Eisenbahn Dome-Ballime (Togobahn). In dieser sehr eingehenden Beratung ist auch eine Schrift von Dr. Foerster mit zur Erörterung gelangt, worin behauptet wird, daß die Togogesellschaft ihren Landbesitz in unzulässiger Weise erworben habe durch Verträge mit den Häuptlingen, die nicht berechtigt gewesen seien, das den einzelnen Stämmen gemeinsam gehörende Land abzutreten, und durch Zahlung eines unzulässig niedrigen Kaufpreises von 440 Mark 1 Pfennig für den Hektar. Von der Kolonialverwaltung waren diese Behauptungen im wesentlichen richtiggestellt worden. Der Kaufpreis von 440 Mark sei nicht gegeben

worden für die 45000 Hektar der Gesellschaft im Süden des Gebirges; es sei der Kaufpreis eines von zwölf Verträgen. Der ganze Kaufpreis betrage 2795 Mark. Der wirkliche Kaufwert eines Landes, das jeder Kultur bar sei, sei überhaupt nicht festzustellen; werde doch vielfach verlangt, den Pionieren Kronland umsonst zu geben. Außerdem habe sich die Gesellschaft bereit erklärt, 4000 Hektar der Regierung zugunsten der Eingebornen umsonst abzutreten (ein Zehntel des Besitzes). Das ganze Gebiet der Togogesellschaft sei fast unbewohnt und in dieser Ausdehnung für die Eingebornen, denen noch hinreichend Land geblieben sei, tatsächlich überflüssig. Jedenfalls sei es ausgeschlossen, daß die Kaufverträge, die nach eingehender Prüfung genehmigt worden seien, jetzt noch rechtlich angetastet werden könnten. Das Enteignungsrecht des Reichs werde dadurch nicht berührt, die Bedingungen, die eine Enteignung rechtfertigen könnten, lägen aber nicht vor. Die Kommission hat diesen Erörterungen dadurch Rechnung getragen, daß sie in den Gesetzentwurf die Bestimmung aufgenommen hat, die im Verkehrsbezirk der zu erbauenden Eisenbahn tätigen Landgesellschaften und Plantagenbesitzer seien, soweit sie besondere Interessen am Bahnbau hätten, zu einer entsprechenden Leistung heranzuziehen. Außerdem ist auch noch eine Resolution des Inhalts angenommen worden, es sei darauf hinzuwirken, daß bei Abschluß von größern Landkäufen in den Schutzgebieten die Lebensbedingungen der eingebornen Bevölkerung nicht geschädigt würden, und daß der Inhalt solcher Verträge dem Reichstage zur Kenntnis gebracht werde.

Diese Resolution ist schon an sich nicht unbedenklich. Sie hat in den Vorgängen in Südwestafrika eine gewisse berechnete Unterlage, aber tatsächlich ließe sich mit einer solchen Bestimmung jede Pionierarbeit in den Schutzgebieten unmöglich machen. Wie seinerzeit in den Vereinigten Staaten, so gibt es auch in Afrika Stämme genug, die zum überwiegenden Teile von der Jagd, vom Ackerbau oder von der Viehzucht aber nur in geringem Umfange leben. Wie sollen solche Gebiete jemals der Kultur, sei es durch Plantagenbau oder durch Eisenbahn- und Straßenbau, erschlossen werden? Die Jagd würde dadurch gestört, beseitigt oder sehr eingeschränkt werden, und das brauchte sich in Zukunft laut Reichstagsresolution der Schwarze nicht mehr gefallen zu lassen. Nun ist eine „Resolution“ zwar nur eine „Resolution“, die nichts zu bedeuten hat, wenn die Regierung ihr nicht beitrifft. Aber bei der ohnehin so schwierigen, schwerfälligen und langsamen Erschließung unsrer Schutzgebiete sollte man das Kapital nicht noch durch unnötige Resolutionen verschleuchen, die zugleich implicite ein Mißtrauen gegen die Gouverneure und die Kolonialverwaltung enthalten. Es wird heute ohnehin schon anders verfahren als im ersten Jahrzehnt, wo man Gott danken mußte, wenn sich überhaupt Leute fanden, die den Fuß nach Afrika setzten!

Die Sozialdemokraten haben freilich an dieser Resolution noch nicht genug. Sie brauchen ein Polter- und Paradestück und beantragen demgemäß, den Reichskanzler zu ersuchen, „er wolle die Annullierung der dem Völkervertrag der Togogesellschaft zugrunde liegenden Kaufverträge und die Zurückführung des Landes in den Stammesbesitz der Eingebornen (!) in die Wege leiten.“ Es fehlt als Zusatz nur noch das Niederholen der deutschen Flagge und die Rückberufung der gesamten Verwaltung. In der Tat, es ist schade, daß wir nicht noch einige siebenzig Distrikte in Afrika erwerben und in jedem davon einen der sozialdemokratischen Antragsteller als Bezirkshauptmann anstellen können. Es verlohnte wirklich der Mühe. Als einziges Verwaltungsrecht brauchte ja nur Bebel's Buch über die Frau in die verschiedenen Stammessprachen übersetzt zu werden. Daß sich so viel Leute, acht- und siebenzig, finden, einen solchen Antrag zu unterschreiben, ist allerdings ein Zeichen geistigen Niedergangs; in England oder Amerika — Philippinen! — würde man Antragsteller dieser Art vielleicht auf ihren Geisteszustand untersuchen.

Die zweite sozialdemokratische Kundgebung ist eine gegen das dem preussischen Landtage vorgelegte Gesetz betreffend den Vertragsbruch landwirtschaftlicher Arbeiter gerichtete Interpellation. Es wird die Vorlage als den Reichsgesetzen zuwider-

laufend erklärt und an den Reichskanzler die Frage gerichtet, was er zu tun ged denke, „um dem Bundesstaat Preußen gegenüber die Reichsgesetzgebung zur Geltung zu bringen“? Soviel wie die Sozialdemokraten wissen die preußischen Ressortminister und der preußische Landtag auch. Die Interpellation hat selbstverständlich gar keinen andern Zweck, als Gelegenheit zu sozialdemokratischer Propaganda bei den landwirtschaftlichen Arbeitern zu bieten. Es wäre vielleicht das richtigste, die Beantwortung der Interpellation als überflüssig abzulehnen.

Der Vorstand der nationalliberalen Partei hat die Stellung der Landtagsfraktion zum Schulantrage gutgeheißen, jedoch die Erhaltung der Simultanschule stark betont. Für Rheinland und Westfalen hat die Simultanschule selbstverständlich eine viel größere Bedeutung als für die weit überwiegend protestantischen alten Provinzen, deshalb war dort der Widerspruch am lauteften. Mit der Übertragung eines starren Konfessionalismus auf die Volksschule würde der Gegensatz zwischen den beiden Bekenntnissen statt gemildert nur vertieft und verhärtet werden; es wäre ein Widerspruch zu den großen Traditionen des preußischen Staats.

g

Bureaukratismus. Der Bureaukratismus ist ein so altes, so viel beklagtes, gescholtnes, verspottetes und mit allen möglichen und unmöglichen Kuren bekämpftes Übel, daß sich nicht leicht etwas Neues darüber wird sagen lassen. Da jedoch die Philippiken gegen die Bureaukratie gewöhnlich nur ein einziges Symptom aufs Korn nehmen, so lassen wir es uns gern gefallen, wenn uns einmal ein neuer Arzt die Geschichte der alten Krankheit vom ersten Ursprung an erzählt und ein vollständiges, alle Symptome enthaltendes Krankheitsbild zeichnet, wie Josef Olszewski in seinem, freilich im abscheulichsten östlichen Deutsch geschriebenen Buche „Bureaukratie“ (Würzburg, A. Stuber, 1904) tut. Er hat sich zur Abfassung des Buches gedrängt gefühlt durch die Wahrnehmung, daß die moderne Gesellschaft noch an einem andern Übel, dem sozialen, leide, das sie in einen lebensgefährlichen Fieberzustand versetzt habe, und daß die beiden berufenen Ärzte unfähig seien: die Parlamente versagten gänzlich, und die Wirksamkeit der Staatsbehörden werde durch den Bureaukratismus beeinträchtigt. Das paßt vor allem auf Österreich, und die Schilderung, die der in Lemberg wohnende Verfasser von der Beamtenschaft entwirft, mag ein naturgetreues Bild der galizischen sein, von der es heißt, wie die Frau, so die Magd; denn sie ist die Dienerin der Schlachta. Im Deutschen Reiche ist die Beamtenschaft keineswegs eine tote Maschine, die von den Bedürfnissen und den Interessen der Bevölkerung nichts weiß. Was nun das Wesen der Krankheit betrifft, so legt Olszewski ganz richtig dar, daß es weder in einer einzelnen Partei steckt noch im Absolutismus; denn Frankreich als Republik sei so bureaukratisch geblieben wie unter dem zweiten Napoleon, wo der Großfürst Konstantin nach seinem ersten Besuche in Frankreich erklärte, er habe dort an Menschen nichts gesehen als fonctionnaires, factionnaires und actionnaires. Die Bureaukratie sei eine bei allen Verfassungsformen vorkommende Entartung der Regierung, die dahin führe, daß Staat und Volk auseinanderfallen und in feindlichen Gegensatz zueinander geraten, weil sich die Regierung außerhalb der Gesellschaft, außerhalb der Interessensphäre der Bevölkerung stelle. Man kann das kürzer und treffender ausdrücken, wenn man sagt — der Verfasser sagt es der Sache nach auch selbst an andern Stellen —: Die Regierung wird zur Bureaukratie im schlechten Sinne (seiner ursprünglichen Bedeutung nach bezeichnet das Wort bloß die an sich notwendige und nicht tadelnswerte Arbeit am grünen Tische), sobald die Amtsgeschäfte und namentlich die Formaliitäten als Selbstzweck behandelt werden. Die Mittel, die Olszewski zur Heilung vorschlägt, werden allesamt längst angewandt; wieviel sie helfen, das hängt von den Personen ab, aus denen sich die Beamtenschaft und das Publikum zusammensetzen, von dem Grad ihrer Vernünftigkeit, Rechtschaffenheit und Tüchtigkeit; not measures, but men lautet auch in diesem Falle die richtige Lösung.

Grenzboten II 1904

Götz Krafft und Richard Bong. Effi Briefe, die Kinderseele, sagt einmal mit einem gewissen Selbstbewußtsein: „Ich habe meine Jugend.“ Wer will ihr die Freude daran verdanken? Und wer wollte sie irgend einem Menschen verdanken oder verleiden, der voll Hoffnung und voll Sehnsucht seine Segel einstellt, um aus eng behüteter Kindheit dahinaus zu fahren, wo er in goldnem Gewölk ungekostete Seligkeiten, siegreiche Kämpfe, Liebe und Vorbeer winken zu sehen vermeint? Und wenn ein Dichtersmann, selbst vielleicht noch jung und wenig erfahren, die Fahrt wagt, wenn er einen Kämpfer mit Siegergebärde einhertollen läßt, Jugendmut und auch der Jugendeseelen ein gerüttelt Maß im Ranzen — dann verzeihen wir manches und denken an das weiße Wort von dem Most, der sich so absurd gebärdet und am Ende doch noch Trinkerlabe gibt.

Gib Raum, brich Bahnen, wilde Brust! —

Ganz gewiß hat Richard Dehmel gerade dem Geschlecht das aus der Seele gesungen, das um die Wende von 1889 und 1890, mit dem Regierungsbeginn Wilhelms des Zweiten, den Schulsack mit allzu lautem Hurra wegwarf und ins Leben hineinstürmte. Und gewiß wäre es eine dankbare Aufgabe, in einem stark typifizierenden Bilde einen Jüngling vorzuführen, der diese Jahre schwanker Entwicklung am eignen Leben süß und schmerzlich empfindet. Edward Stilgebauer will das versuchen in einem vierbändigen Roman „Götz Krafft“, von dem der erste, in sich abgeschlossene Teil „Mit tausend Mästen“ vor kurzem erschienen ist.

Götz Krafft ist der Sohn eines Pfarrers zu Frankfurt am Main, in streng orthodoxem Hause erzogen, vor Einflüssen, die dem Vater ungeeignet erscheinen, zu streng behütet, als daß er sich ihnen nicht heimlich desto heftiger hingeben mußte. Ein Draufkopf zieht er zur Universität, nach Lausanne. Hier erlebt er dann freilich genug und kann sich nach allen Seiten erproben. Ein jüdischer Freund wird in einem Duell erschossen, das durch die Anpöbelung eines fleghaften Aristokraten entstanden ist. Derselbe Freund hat ihm vorher mit Max Stirner eine neue Welt eröffnet, ihn zu Rousseau und zu Zbſen geführt. Götz Krafft wird von einer jungen Kofette umgarnt und entgeht ihren Netzen erst im letzten Augenblick, wie er tapfer den Kofotten aus dem Wege läuft. Er tritt in eine farbentragende Verbindung und verläßt sie wieder, da der Ton und das Treiben ihn anwidern, und ihm der Freund, dem zuliebe er eintrat, doch verloren geht. Götz Krafft deckt schließlich einen scheußlichen Kriminalfall auf und führt die Bestrafung zahlreicher Verbrechen herbei. Er ist als Student der Theologie eingeschrieben und läßt das ungeliebte Fach bald interesselos liegen. So fliehet ihm sein erstes Semester dahin, und ein andrer, als er kam, geht er wieder.

Welche Fülle von Stoff, die nur erträglich zu machen wäre durch ein straffes künstlerisches Band! Und das ist, was der Erzählung Stilgebauers fehlt. Lauter Ansätze, lauter Episoden — kein Weiterspinnen, keine Fortführung. Es ist manches Hübsche in dem Buche, mancher Klang, der echt herüberönt aus den Tagen jähren Übergangs, die jeder einmal erlebt. Aber diese Töne verhallen in einem leblosen und kunstlosen Gerede, das immer wieder nach Leitartikel und Feuilleton schmeckt, und bei dem man rufen möchte: Nur eine Minute, nur einen Hauch wirkliche Welt zwischen all dieses tote, papierne Wesen! Phrasen gehören zur Jugend, und so darf es niemand verwundern, daß Götz Krafft selbst so oft in Phrasen spricht, in Phrasen denkt, sich an Phrasen berauscht. Aber zu selten bricht in ihm der Rausch der gärenden Jugend durch, und es ist gefährlich, wenn ein Schriftsteller uns nötigt, auch da über seine Helden zu lächeln, wo er eine ganz andre Wirkung erwartet hat. Und andre, die schon überwunden haben sollen, die Stilgebauer als reife Geister zeigen will, als Edelnaturen, sprechen erst recht in Zeitungsredensarten. Was der jüdische Freund Krafftis, Sally Löwenfeld, spricht, ist Leitartikel von A bis Z. Und doch soll es geklärte Weltanschauung sein, vor der sich Krafft beugt.

Und nun das Liebesverhältnis! Das ist völlig roh hingepinselt, ohne eine Spur von psychologischer Vertiefung und auch ohne einen Hauch echter Kunst; denn anstatt sich die Charaktere entwickeln zu lassen, verrät Stilgebauer uns sofort, was Krafft's Angebetete will; wir möchten sie sich unbewußt enträtseln sehen — sie wird aber ohne Not so klar charakterisiert, daß kein Rätsel mehr bleibt. Gewiß ganz bequem, aber auch ohne jede Feinheit. Und so hinterläßt das dicke Buch am Ende den Eindruck: hier hat jemand nicht ohne Talent versucht, den Roman einer Jugend zu schreiben — aber es hat jemand anders mit der Hezpettsche hinter ihm gestanden, es hat ihm jemand das nasse Manuskript unter der Hand weggezogen, und es hat jemand die Druckmaschinen doppelt besenert, um recht schnell gleich „das erste bis zehnte Tausend“ auf den Markt zu bringen.

Wer dieser zweite Jemand war, den die Erfolge des „Jörn Uhl“ nicht haben schlafen lassen, wird klar, wenn man nach dem Verleger des Werkes sieht, das in allen Schaufenstern als „der Roman unsrer Zeit“ angepriesen wird: es ist Herr Richard Bong, der die geistvollen und für unser Kulturleben so unentbehrlichen Zeitschriften *Moderne Kunst* und *Zur guten Stunde* herausgibt, Blätter, nach deren Einsicht man sich schämt, jemals über die Woche gescholten zu haben. Herr Bong hat es verstanden, mit einer Riesenreklame dem unqualifizierbaren Schund der „Berliner Ränge“ einen Riesenerfolg zu schaffen, in demselben Jahre etwa, wo Raabes größte Romane nach zwanzig Jahren die zweite oder die dritte Auflage erlebten. Herr Bong hat diesem lieblichen Kunstprodukt für geistig anspruchslose Eckensteher eine zweite Reihe Bändchen folgen lassen, in denen uns neckische Streiche einer Provinzrange erzählt werden. Als „Alt-Heidelberg“ über die Bühnen ging, versuchte Herr Bong einen Teil des Paktulus in seine Kassen zu lenken und gab unter neuer riesiger Reklame einen Zyklus von Studentenromanen heraus. Und ich bezweifle nicht, daß der Erfolg von Gorkijs „Nachtasyl“ ihm die geniale Idee zu einem Duzend Büchern aus deutschen Kaschemmen gegeben hätte, wenn nicht der „Jörn Uhl“ dazwischen gekommen wäre. („Jena oder Sedan“ konnte er, da er auch patriotische Werke führt und ein „nationaler“ Verleger ist, leider nicht benutzen.) Und nun hieß es, jeden Rekord schlagen. Nicht einen Roman, sondern gleich vier! Und nicht etwa die übliche, veraltete Reklame, sondern noch nicht Dagewesenes, Unerhörtes mußte geboten werden.

Es ist Herrn Bong gelungen. Unerhört ist es in der Tat, wie dieser „Gök Krafft“ von Stilgebauer eingeführt wird. Man schickt das Werk einer Reihe berühmter oder doch bekannter Autoren. In besonders wichtigen Fällen bittet man in dem beigelegten Schreiben um ein offenes Wort der Kritik. Und höflich, wie gerade bedeutende Leute es meist sind, antworten auch die, die man nicht eigens gebeten hat. Und welches Erstaunen dann, wenn die Worte, die diese Dichter und Schriftsteller Herrn Stilgebauer durchaus privatim geschrieben hatten, einige Tage darauf in einer Riesenreklame durch alle Zeitungen gehn. Natürlich nicht alle Worte. So — dumm ist man nicht! Da wird ein Sätzchen herausgeschnitten, das nichts als Lob enthält. Der Tadel, den der Schluß etwa birgt, wird nicht abgedruckt. Man braucht nicht erst den starken Ausdruck der Empörung über einen solchen Mißbrauch und Vertrauensbruch von einem unsrer ersten Dichter gehört zu haben, daß man das beliebte Verfahren recht würdigt. Ich würde glauben, die Amerikaner zu beleidigen, wenn ich solche Reklame „amerikanisch“ nannte.

Aber nicht der Verleger allein trägt die Schuld. Publikum und Presse sind im Bunde. Das Publikum sollte ihm nicht seit Jahren jeden Schund abkaufen, und ein Teil der Presse sollte sich hüten, seine Waschzettel immer wieder abzu- drucken. Neben allen aber, denen die Kunst Lebensinhalt oder Herzenssache ist, wäre hier der Dürerbund berufen, sich zu regen. Bisher hat ers nicht getan. Und da von den Goethebundvereinen nichts zu erwarten ist, muß wenigstens jeder auf eigne Faust zusehen, daß sich das von Herrn Bong beliebte Verfahren in voller Schönheit für jeden, der Augen hat, öffentlich darstelle.

Heinrich Spiero

Der arme Dworschak — nun ist er auch tot! Wollen wir ihm denn aber nicht wenigstens im Tode seinen ehrlichen Namen geben? Wie lange soll der Unsinn noch fortgehn, daß dieser treffliche böhmische Komponist, in dessen Nachlaß sich, wie eine Zeitungsnachricht kürzlich mitteilte, noch drei Symphonien vorgefunden haben, in allen deutschen Zeitungen Dworak gedruckt wird? Der Unsinn ist um so ärgerlicher, da Dworschak im Böhmischen ein ganz gewöhnlicher und weit verbreiteter Personenname ist, ungefähr so verbreitet wie im Deutschen der Name Meier. Dworschak heißt sogar Meier. Schon in dem viersprachigen böhmischen Wörterbuch von Daniel Adam, das 1598 in Prag erschienen ist unter dem Titel: *Silva quadrilinguis vocabulorum Bohemicae, Latinae, Graecae et Germanicae linguae*, wird dworschak übersetzt: „villanus, villicus, colonus, ἀγοικος, γεωργός, Meier, Bauer, der in einem Meierhof oder auf dem Felde wohnt.“ Wie ist das Wort aber dort geschrieben, und wie wird es noch heute im Böhmischen geschrieben? Dworák! Also mit einem Accent auf der zweiten Silbe und über dem r mit einem Zeichen, das ungefähr aussieht wie ein auf dem Kopfe stehender accent circumflexe. Dieses ř mit dem verkehrten Dächelchen wird aber eben im Böhmischen rsch ausgesprochen. Die deutschen Druckereien haben natürlich in ihren Setzerkästen diese Type nicht. Wenn sie sie aber auch hätten und hinsetzten, so würde uns das gar nichts helfen, denn wieviel Leute in Deutschland wissen denn, wie dieses ř auszusprechen ist? Anstatt nun das einzig vernünftige zu tun und die Type im Deutschen so auszuweisen, wie sie eben klingt, lassen die deutschen Zeitungen das Zeichen über dem r einfach weg und nennen den armen Mann Dworak. So oft ich es lese oder höre, muß ich immer an Chodowiecki denken, den man sogar aus dem Munde recht „gebildeter“ Leute als Chodowiecki zu hören bekommt, nur weil auch hier der Unsinn begangen wird, den Namen so zu schreiben, wie er im Polnischen geschrieben wird (wozu dann noch zum Zeichen höchster „Bildung“ ein bißchen „französische“ Aussprache gebracht wird, nach Schokolade!), anstatt ihn so zu schreiben, wie er im Polnischen gesprochen wird: Rodowięcki.

Franzosen und Engländer schreiben Personen- und Ortsnamen aus entlegnen Sprachen immer so, wie sie sie hören. Nur wir Deutschen sind die gründlichen Narren, die gewissenhaft die Buchstaben nachmalen. Bei dem Namen Dworák haben wir aber nicht einmal das getan, wir haben den Namen geradezu verstümmelt, verdorben, gefälscht. Der Mann heißt Dworschak. Hoffentlich wird er unter diesem Namen in der Musikgeschichte fortleben!

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig

